

„DIE ZEIT MIT DEN KINDERN gibt dir keiner wieder“, sagt Regine M., 28, ihrem Mann, wenn er wieder überlegt, als Oberfeldwebel ins Ausland zu gehen. Angst hat sie nicht: „Sonst könnte ich nicht normal weiterleben.“ Selbst als es während eines Telefonats mit ihm in Kabul wegen eines Erdbebens in der Leitung knackte, blieb er ganz ruhig. „Typisch mein Mann“, sagt sie kopfschüttelnd. Die Nachrichtensituation hat Regine wenig verfolgt, um sich nicht verrückt zu machen. Tamo, 2, und Wiebke, 4, malten Bilder für ihren Vater und bekamen von ihm Postkarten aus Afghanistan.



„Manchmal, wenn mir alles zu viel wurde, saß ich weinend auf dem Sofa“

Familie im Stress. Der Auftrag in Afghanistan ist nicht nur der gefährlichste in der Geschichte der Bundeswehr, er ist auch eine Belastungsprobe für das Privatleben der Soldaten. Laut einer Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr scheitert jede sechste Lebensgemeinschaft während eines Auslandsaufenthalts. Bis zu drei Viertel der Familien leiden unter der meist sechsmonatigen Abwesenheit der Soldaten. „Ein halbes Jahr ist einfach zu lang“, findet auch Regine M. Ihr Mann Frank, 28, war 1999 im Kosovo und gehörte als Logistiker zu den ersten, die im Januar vergangenen Jahres das Lager in Kabul aufbauten. Zu essen gab's nur bundeswehrübliche Einmannpackungen (EPA). Die Toiletten bestanden aus Löchern im gefrorenen Boden. Inzwischen leben dort rund 1300 deutsche Soldaten und Solda-

tinnen, bald werden es bis zu 2500 sein. Als Frank zurückkehrte, konnte sein Sohn Tamo bereits laufen, auch die vierjährige Wiebke war kräftig gewachsen. „Wir wollten nicht, dass Frank zwischendrin Urlaub nimmt, da der neuerliche Abschied für die Kinder noch schwerer gewesen wäre“, erzählt Regine. „In dieser Zeit begriff ich, was allein erziehende Mütter leisten. Wenn alles zu viel wurde, saß ich schon mal weinend auf dem Sofa.“

Alle fragen, wie es einem geht. Freunde und Nachbarn waren eine wertvolle Hilfe, auch wenn es mit der Zeit anstrengend wurde, all die mitleidigen Fragen zu beantworten: „Bist du immer noch allein? Hast du keine Angst?“ Alle vier Wochen war Regine mit ihren Kindern bei einer „Betreuungsveranstaltung“ der Bundeswehr. Dort werden Angehörigen Bilder

und Filme vom Einsatzort gezeigt, per Liveschaltung können sie mit den Soldaten sprechen. Manchmal trifft man sich auch nur zum Wandern. „Allen, mit denen ich gesprochen habe, sind sechs Monate zu lang“, sagt Regine.

Gesplitteter Kriegseinsatz. Mittlerweile können Soldaten den Auslandseinsatz zusammen mit einem Kameraden teilen: Jeder geht für drei Monate. Die Regel, nach sechs Monaten im Ausland zwei Jahre lang nicht eingesetzt zu werden, lässt sich meistens nicht durchhalten. Spezialisten wie Stabsärzte, Brückenbauer, Minenentschärfer oder IT-Techniker werden regelmäßig vor Ablauf der Frist erneut losgeschickt. „Eigentlich habe ich kein allzu großes Problem mit Franks Einsätzen“, sagt Regine, „aber nach vier Monaten reicht's. Auch die Kinder fangen dann an



zu jammern. „Beim Wiedersehen trauten sich Tamo und Wiebke zunächst gar nicht, mit ihrem Papa zu reden. „Aber nach einer Weile hingen sie an ihm, und ich war erst mal für längere Zeit abgeschrieben“, erinnert sich Regine.

Tägliche Telefonate. „Die ersten Wochen nach seiner Rückkehr war mein Mann recht unnahbar und einfach noch nicht wieder da“, erzählt Ulrike I., 46. Für die beiden war es der erste Auslandseinsatz, und zu sagen, sie hätte ihren Ralf sehr vermisst, wäre noch untertrieben. Dreimal am Tag haben sie telefoniert. Obwohl die Soldaten von Kabul aus dank eines eigenen Telefonnetzes zu Deutschlandpreisen Ferngespräche führen können, hatte das Paar am Ende über 800 Euro auf der Rechnung. Zwei Tagebücher schrieb Ulrike für ihren Oberstleutnant voll, und die Einträge hat sie meist mit „Ich liebe dich, gute Nacht“ beendet. „Außer, wenn er sich mal nicht gemeldet hat oder mir hier mit dem neuen Haus alles über den Kopf wuchs. Dann war ich wütend, dass er nicht da war.“ Als die beiden vor sieben Jahren heirateten, dachte keiner an einen Auslandseinsatz. Man lebte schließlich im Frieden. „Selbst als mein Schwager mit den Heeresfliegern nach Somalia ging, dachte ich, das betrifft uns nicht“, sagt Ulrike.

Nachrichten von Raketenbeschüssen. Als es für ihren Mann losging, gab es bei ihr viele Tränen: „Doch er sagte, er habe keine Angst – da habe ich beschlossen, auch keine zu haben.“ Inzwischen kennt sie sich sogar mit den komplizierten politischen Verhältnissen in Afghanistan gut aus. „Ich glaube, für meine Frau waren die sechs Monate schwieriger als für mich“, sagt Ralf I. „Ich hatte immer eine Menge zu tun und viele neue Eindrücke. Außerdem konnte ich die konkrete Gefährdung dort viel besser einschätzen.“ Unterdessen saß Ulrike zu Hause und hörte in den Nachrichten von Raketenbeschüssen und Bombenanschlägen oder erfuhr am Telefon, dass ihr Mann gerade mal wieder im Sandsackbunker saß. Wahrscheinlich steht für ihn in diesem Jahr der nächste Auslandseinsatz an – noch einmal nach Afghanistan oder nach Nigeria. Dann kann sie ihm zum Hochzeitstag wieder auf Radio Andernach, dem Bundeswehrsender, ihr gemeinsames Lieblingslied von Richard Marx spielen lassen: „Right Here Waiting For You“.

SIMONE SCHELLHAMMER

ZWEI ENG BESCHRIEBENE Tagebücher hat Ulrike I., 46, in sechs Monaten für ihren Mann verfasst. Der war ganz gerührt, als er es nach seiner Rückkehr las. Die ersten Fotos, die er ihr schickte, waren schockierend: Ein paar Zelte mitten in der Wüste und all die Zerstörung in und um Kabul. Im Gegensatz zu den meisten Soldaten kam Ralf auch außerhalb des Camps mit Afghanen in Kontakt. „Manchmal stellte ich mir vor, dass ihm einer in den Rücken schießt“, sagt Ulrike. Beim Wiedersehen auf einem Autobahnrasenplatz hatte sie ein weißes Tischtuch, Sekt, Kerzen und eine Rose dabei.



„Die Vorstellung, dass er bald wieder weg muss, verdränge ich erst einmal“

FOTOS: JENS PALME

